

Für eine säkulare Frömmigkeit

Säkularisierung als „Problem“

VON ANDREAS KREBS

RELIGION UND GLAUBE VERLIEREN IHRE LEBENS-bestimmende Kraft. Der Einfluss etablierter Kirchen auf Politik und Gesellschaft geht zurück. Viele Menschen wollen sich nicht mehr dauerhaft an eine Religionsgemeinschaft binden. Manche haben mit Religion schlicht nichts am Hut. Andere interessieren sich für Spiritualität und für das, was religiöse Lehrerinnen und Lehrer zu sagen haben; allzu sehr binden, gar bevormunden lassen sie sich aber nicht. Oft bilden sie eine „Patchwork-Religiosität“ heraus, indem sie Ideen verschiedener Traditionen auswählen und verarbeiten, wo diese passend und lebensdienlich erscheinen. Doch selbst, wer sich für eine bestimmte Tradition entscheidet oder an derjenigen festhält, in der er aufgewachsen ist, kommt nicht darum herum, sich mit einer Vielzahl religiöser und nichtreligiöser Weltdeutungen auseinanderzusetzen. Der christliche Glaube ist nur *eine* Interpretation des Lebens unter anderen – eine, die inzwischen alles andere als selbstverständlich ist.

Das Phänomen, das ich hier umreiße – eigentlich handelt es sich um ein ganzes Bündel von Phänomenen – wird häufig mit dem Schlagwort „Säkularisierung“ bezeichnet. In Kirchen und christlichen Kreisen sieht man in dieser Entwicklung oft ein großes Problem, dem so entschlossen wie möglich entgegenzutreten sei. Daraus entstehen mitunter wertvolle Initiativen: Man bemüht sich, dem

Anliegen der Kirchen wieder mehr Geltung zu verschaffen; man sucht nach neuen Formen, das Evangelium weiterzugeben; man besinnt sich auf Möglichkeiten, den eigenen Glauben öffentlich und für andere verständlich zu machen. Doch manchmal gibt es dabei einen Zungenschlag, der mich stört. Etwa, wenn bloß abwehrend von der säkularen Gesellschaft gesprochen wird. Oder wenn man sie gar in düster-apokalyptischen Farben zeichnet. Oder wenn man, unbewusst oder auch bewusst, eine Abgrenzung zwischen „uns“ und „denen“ vollzieht: „wir“, die Gläubigen, hier; „sie“, die Säkularen, dort.

Wir alle sind säkular

Doch stimmt diese Abgrenzung überhaupt? Für mich zumindest stimmt sie nicht. Ich verstehe mich als „gläubig“, bin aber zweifellos auch „säkular“. Und vermutlich bin ich damit kein Einzelfall. Ich lebe zum Beispiel gerne in einer Gesellschaft, in der verschiedene Weltansichten und Lebensweisen Entfaltungsräume finden dürfen. Ich schätze die Religionsfreiheit; gäbe es sie nicht, hätte ich vor Jahren nicht alt-katholisch werden können. Ich bin dankbar für die Menschenrechte, die Emanzipation der Frau, die Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Partnerschaften. Man kann in all diesen Dingen eine indirekte Wirksamkeit der christlichen Botschaft sehen: Es gibt Gründe anzunehmen, dass der Gedanke, jede und jeder sei Gottes „Kind“ und „Ebenbild“, den Menschenrechten den Boden bereitet hat. Womöglich ist auch die Gleichberechtigung der Geschlechter und die Wertschätzung partnerschaftlicher

Prof. Dr. Andreas Krebs ist Professor für Alt-Katholische und Ökumenische Theologie am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn

Foto: Ariane Sherine und Richard Dawkins beim Start der „Atheist Bus“-Kampagne in London, 2009. Wikimedia Commons (Creative Commons License).



Liebe jenseits des Fortpflanzungszwecks eine christlich motivierte Entwicklung. Tatsache ist aber auch: Diese Errungenschaften wurden im Großen und Ganzen *gegen* den Widerstand der Kirchen erkämpft. Ohne Säkularisierung wäre unsere Gesellschaft weniger vielfältig und weniger frei.

Deshalb kann ich nicht ohne weiteres in den Chor derer einstimmen, für die Säkularisierung nur ein Übel ist. Die Unterscheidung zwischen gläubiger „Ingroup“ und säkularer „Outgroup“ geht aber auch aus einem tieferen Grund nicht auf: Niemand, sei er oder sie auch noch so fromm, kann sich letztlich dem sozialen Prozess der Säkularisierung entziehen. Wir alle sind daran gewöhnt, uns in einer Vielzahl von Rollen zu bewegen: Im Beruf sind wir in gewisser Weise eine andere „Person“ als in der Freizeit, in der Partnerschaft, in der Familie, beim Sport oder im Zusammensein mit Freunden. Ob wir uns mit den Ansprüchen eines Chefs auseinandersetzen, über Fußball oder Politik reden, ein Museum oder Kino besuchen – in all diesen Fällen haben wir es mit relativ selbstständigen gesellschaftlichen Systemen zu tun, die je ihre eigenen Regeln, Werte und Anforderungen haben. In der Soziologie bezeichnet man unsere Gesellschaft deshalb als „ausdifferenziert“. Das heißt: Es gibt nicht mehr *ein* System – etwa *das* System Religion –, von dem aus das soziale Leben insgesamt bestimmt wird, sondern *viele* Systeme, die uns je verschiedene Rollen zuweisen. Und ob wir wollen oder nicht: Auch die „Christin“ und „Kirchgängerin“ ist aus dieser Perspektive nur eine Rolle unter vielen. Wir wissen genau, wo religiöse Bilder und Begründungen ihren Ort haben und wo sie fehl am Platz sind – und verhalten uns entsprechend. Selbst dort, wo wir religiöse Rede- und Verhaltensformen gebrauchen, sind wir uns unvermeidlich bewusst, dass sie keine generelle Geltung besitzen. Zumindest in diesem Sinne sind wir *alle* säkular.

Das Ende der Naivität

Der kanadische Philosoph *Charles Taylor* zieht aus dieser Beobachtung den Schluss, dass sowohl Glaube als auch Nichtglaube im „Säkularen Zeitalter“ etwas grundsätzlich Anderes bedeuten als in früheren Epochen. Um den Unterschied zu kennzeichnen, bringt er den Begriff der „Fülle“ ins Spiel. Taylor bezieht sich damit auf einen Ort – eine Tätigkeit oder einen Zustand –, an dem jeder Mensch so etwas wie eine gesteigerte Lebendigkeit erfahren kann. „Soll heißen: An diesem Ort (in dieser Tätigkeit oder in diesem Zustand) ist das Leben voller, reicher, tiefer, lohnender, bewundernswerter und in höherem Maße das, was es sein sollte“.

Nichtgläubige erleben diesen Ort der Fülle vielleicht als inneren, jedenfalls diesseitigen Ort, während Gläubige ihn mit einer Instanz jenseits ihrer selbst verbinden. Entscheidend ist nun, dass im säkularen Zeitalter die Differenz zwischen beiden Erlebnisweisen als Unterschied der Lebens- und Weltdeutung erscheint. Das ist keineswegs selbstverständlich. In sogenannten primitiven Gesellschaften, aber auch im mittelalterlichen Europa wurden Erlebnisse der „Fülle“ nicht als *Deutung* erfahren, sondern als unmittelbare Wirklichkeit. Was uns alle, Gläubige wie

Ungläubige, als „Säkulare“ kennzeichnet, ist die Tatsache, dass wir diese Unmittelbarkeit verloren haben.

Damit haben sich nach Taylor „die Bedingungen der Erfahrung des Spirituellen selbst“ radikal verändert. Religion kann nicht länger bedeuten, sich in eine Ordnung einzugliedern, die das Ganze von Gott, Welt, Menschheit und Natur umfasst. Was man glaubt oder nicht glaubt, hat nur in begrenzten Bereichen Folgen, und niemand kann vermeiden, sich der Möglichkeit anderer Zugänge bewusst zu werden. Das gilt sogar für die religiöse Fundamentalistin – die in ihrer Weise auf diese Situation *reagiert*. Der Weltzugang eines jeden tritt heute als Deutung in Erscheinung, und selbst die intensivste Spiritualität wird unabweislich davon heimgesucht, von der eigenen Standpunktgebundenheit zu *wissen*. „Naivität“, schreibt Taylor, „steht heute niemandem mehr zu Gebote – dem Religiösen genauso wenig wie dem Irreligiösen“.

Säkulare Frömmigkeit

Für Taylor folgt daraus aber nicht, dass Glaube unmöglich geworden sei. Gegen nostalgische Anwendungen erinnert Taylor daran, dass ein „goldenes Zeitalter“ des Christentums nie existiert hat. *Jede* Generation von Glaubenden begegnet *ihren* Herausforderungen je auf neue Weise. Gerade das verbindet sie miteinander: Taylor bestimmt die Zeit und Raum übergreifende „Gemeinschaft der Heiligen“ als „Gemeinschaft ganzer Lebenswege, ganzer Routen hin zu Gott“. Zu *meiner* Route gehört dabei „ganz wesentlich mein in eine bestimmte historische Ordnung eingebettetes Dasein mit seinen guten und seinen schlechten Seiten, in deren Rahmen ich einerseits verharren und aus der ich mich andererseits herausarbeiten muss, um mich auf die Ordnung Gottes zuzubewegen.“ Im Vertrauen darauf, dass all diese Wege mit ihren völlig verschiedenen Landschaften und Gefahren letztlich doch zum Ziel führen, wird das christliche Leben der Gegenwart, so Taylor, „nach neuen und beispiellosen Routen suchen“ müssen.

Woher aber bezieht solch eine Gottsuche im säkularen Zeitalter ihre Kraft? Mit Taylor habe ich darauf verwiesen, dass heute jede Religiosität vom Irreligiösen heimgesucht ist. Aber wahr ist auch das Umgekehrte: Das Irreligiöse bleibt vom Religiösen heimgesucht. Taylor spricht von einer nicht verdrängbaren „Beunruhigung“, die vom Erleben der Fülle ausgehen und Menschen daran *hindern* kann, sich im geschlossenen Rahmen des Diesseits einzuordnen. Von dieser Beunruhigung lässt sich ergreifen, wer zur Suche nach neuen Wegen des Glaubens aufbricht. Und diese mit keinem Hier und Jetzt zufriedene Beunruhigung zu *leben* und weiterzugeben – das scheint mir Berufung und Aufgabe einer „säkularen Frömmigkeit“ zu sein. ■

➔ Zum Weiterlesen

Charles Taylor: Ein säkulares Zeitalter
Frankfurt (Main) 2009

➔ Die nächste Internationale Alt-Katholische Theologenkonferenz befasst sich mit dem Thema „Den Glauben weitergeben“. Nähere Informationen unter www.ak-seminar.de/theologenkonferenz2016.html.